

Das fünfte Urwort

Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)

Erich Heller zum 65. Geburtstag

URWORTE. ORPHISCH

ΔΑΙΜΩΝ, *Dämon*

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

ΤΥΧΗ, *das Zufällige*

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so, wie ein anderer handelt;
Im Leben ists bald hin-, bald widerfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harret der Flamme, die entzündet.

ΕΡΩΣ, *Liebe*

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Ode schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder:
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da ists denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz; und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen —
Ein Flügelschlag — und hinter uns Äonen!

* * *

Goethes „*Urworte. Orphisch*“ sind das zur Weltgültigkeit der Dichtung erhobene Ergebnis eines Gelehrtenstreits. Die Streiter: Gottfried Hermann, der berühmte Leipziger Altphilologe, der Herausgeber der *Orphica*, und Georg Friedrich Creuzer, der Autor der *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*, dem Schopenhauer in den *Parerga und Paralipomena* eine „penible Auslegung der Mythologie“ angekreidet hat. Goethes Tagebuch verzeichnet am 27. September 1817: „Hermanns und Creuzers Differenzen wegen Mythologie studiert.“ Diese Differenzen, die in einem gedruckten Briefwechsel ausgetragen worden sind, in *Hermanns und Creuzers Briefen über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie*, beschäftigten Goethe auch an den folgenden Tagen. Im vierten Briefe Creuzers fand er die Vorstellung des Orphischen vor, des „Theologischen“, im Gegensatz zum Homerischen, dem Poetischen im populären Sinne, und im fünften Briefe Hermanns die Urworte, die *ἑρσοὶ λόγοι*, alte, geheimnisvoll gedeutete mystische Lehren, die Creuzer nur als „uranfängliche Bilder der Tempelpoesie“ gelten lassen wollte. Goethe fühlte sich in dieser Umgebung zunächst gar nicht wohl. „Sie haben mich genötigt“, schrieb er am 1. Oktober an Creuzer, „in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege“.

Der tiefere Sinn der orphischen Urworte kam ihm unmittelbar darauf durch das Buch eines dänischen Archäologen nahe, die *Abhandlung von Zoega durch Welcker*, die das Tagebuch am 6. Oktober nennt. Gemeint sind *Georg Zoëgas Abhandlungen, herausgegeben und mit Zusätzen begleitet von Fr. G. Welcker* (Göttingen 1817)¹⁾, und zwar, dem Singular der Tagebuchnotiz zufolge, zunächst eine dieser Abhandlungen, die zweite, die ihm nun klärende Begriffe an die Hand gab. Schon auf den ersten Seiten fand er hier die Zusam-

menstellung der „τύχη, des Zufalls, der unvorhergesehenen Verknüpfung der Dinge“ mit dem „Dämon oder Genius des einzelnen Menschen“ und hier auch eine bedeutungsvolle Stelle aus den „Saturnalia“ des spätlateinischen Dichters Macrobius, in der vier Mächte genannt werden, die nach ägyptischem Glauben dem Menschen bei seiner Geburt zur Seite stehen: Δαίμων, τύχη, ἔρως, ἀνάγκη, — es sind vier Urworte, die Macrobius für eine weitläufige symbolische Deutung des Caduceus verwendet, des mit Flügeln ausgestatteten Heroldstabes des Sol-Mercurius. Am nächsten Tag, dem 7. Oktober, verzeichnet Goethes Tagebuch eine Ausdehnung seiner Lektüre auf *Zoëgas Abhandlungen mit Welckers Noten* insgesamt, unter Beifügung des Stichworts „Orphische Begriffe“, und wieder am nächsten Tag, dem 8. Oktober, bereits die Niederschrift der „Urworte. Orphisch“, die nun die dunklen, geheimnisvollen Namen aus der Frühzeit der Menschheitsgeschichte, dem Anfang aller Dinge, ins Gegenwärtige heraufholen, zur Entfaltung von Grundverhältnissen des menschlichen Schicksals: „Fünf Stanzen ins Reine geschrieben.“ Es geschieht in der feierlichen, zeremoniösen Form der Ariost'schen Stanze, die Goethe einmal für „*Die Geheimnisse*“ benutzt hat, das unvollendete, auf Lessings und Herders Ideen ruhende religiöse Epos früher Jahre (1784). Ist die Stanze ein gutes Gefäß für geheimnisvolle Dinge?

In genauer Abfolge, unter ihren Namen, werden die vier von Macrobius genannten Daseinsmächte vorgeführt, ausgehend vom Δαίμων, dem ins Bild von Sonne und Sternenstand gefaßten Schicksalsgesetz, dem wir unausweichlich folgen müssen, über τύχη, die Summe der begleitenden Begebnisse, „das Wandelnde, das mit und um uns wandelt“, weiter zu ἔρως, dem aus „alter Oede“ gekommenen uranfänglichen Gott der Orphiker, der schicksalhaften, über uns hinausweisenden Leidenschaft, und wieder zurückleitend zu Ἀνάγκη, dem Inbegriff der äußeren Bedingungen, die aller Scheinfreiheit zum Trotz unser Dasein bestimmen und die Goethe sonst gerne mit den Begriffen der Begrenzung, der Beschränkung, der Pflicht²⁾ umschreibt: „So ist's denn wieder, wie die Sterne wollten.“

Und damit hätte es sein Bewenden haben können. Das Gedicht, so scheint es, hat in der überhöhenden Rückführung zum Ausgang den rechten Abschluß gefunden. Dem von Macrobius gewiesenen Plan entspricht in genauer Durchführung die Folge der vier Stanzen. Merkwürdig ist nun, daß auch Knebel, Goethes „Weimarerischer Urfreund“, in einem eigenen Versuch, dem harmlosen Versgebilde „Nach dem Griechischen“, den alten Entwurf in gleicher Weise behandelt hat. Sein Gedicht, 1789 entstanden und 1815 seiner *Sammlung kleiner Gedichte* eingereiht, steht in einem stofflichen Zusammenhang mit den „Urworten. Orphisch“, der aus der gleichen Quelle erklärbar ist. Allerdings läßt Knebels Werkchen die kennzeichnenden griechischen Überschriften vermessen, es gibt sie nicht einmal in einer Übersetzung. In den einzelnen ungeleiteten Strophen selbst, zwei Fünf- und zwei Achtzeilern, sind die für den Fortgang vom einen zum andern maßgebenden Leitgedanken in Sperrdruck genannt: Dämon, das Glück, die Liebe, die Not. Möglich wohl, daß Goethe dieses Gedicht gekannt, sicher aber, daß es keinen Eindruck auf ihn hinterlassen hat: in dem regen Briefwechsel mit Knebel wird es mit keinem Wort erwähnt, weder von Goethe, der Anlaß gehabt haben könnte, sich seines

bescheidenen Vorläufers zu erinnern, noch von Knebel, von dem wir wissen, daß er die „*Urworte. Orphisch*“ gleich nach der Veröffentlichung i. J. 1820 gelesen und doch nicht daran gedacht hat, auf die innere Verwandtschaft mit seinem eigenen Versuch einzugehen. Wir sehen: zur Entstehungsgeschichte und dem Verständnis des Goetheschen Gedichts, das im Zeitraum einer guten Woche vom ersten Aufscheinen der Grundgedanken bis zur Reinschrift vollendet wird, ohne ablenkende, abwandelnde, fortführende Zwischenglieder, kann Knebels Versuch, der fünf Jahre früher erschienen ist, nichts weiter beitragen als eben nur die Bestätigung, daß es vier Urworte sind, um die es nach den alten Vorstellungen geht, ein in sich geschlossener Ring von vier Schicksalsmächten, die im Leben jedes Menschen wirksam sind und denen keine anderen ergänzend zur Seite treten können, — weder die „*Hoffnung*“, die Goethe überraschenderweise in einer fünften Stanze einführt, noch die von Gundolf weiterhin angeführten Mächte: „*die Furcht*“ aus dem Maskenzug im *Faust*, die grauen Schwestern Mangel, Sorge, Schuld, Not, und ihr Bruder, der Tod selbst: sie alle setzen ein wirkendes Schicksal bereits voraus, als zeitweilige, innere oder äußere Zustände im Leben nicht eines jeden, sondern nur einzelner Menschen³⁾. Die Urworte bezeichnen nicht verschiedene Offenbarungsarten des Schicksals, sondern, in der Einheit eines Schicksalszusammenhangs, eine Folge von vier Stufen von der Geburt bis zum Alter, die aufeinander und ineinander wirken und sich aneinander steigern.

Wie aber kam es dazu, daß Goethe den Kreis der Urworte um ein fünftes erweitert hat, in der fünften Stanze, deren Inhalt bei Macrobius beiläufigerweise, im Attribut der Flügel des Caduceus, vorgezeichnet ist, aber keineswegs als Urwort, als eigene, den Menschen bestimmende Schicksalsmacht? Er überschreibt sie „*Ἐλπίς. Hoffnung*“. Die Hoffnung weist, wie Zoëga in seinen, unseren Gegenstand alsbald verlassenden Betrachtungen schreibt, auf ein „*unbezahlbares Erkühen des menschlichen Geistes*“ über das strenge Gesetz der Notwendigkeit hinaus. So hat Goethe selbst sie aufgefaßt, in dem unvollendeten Schauspiel „*Elpenor*“ und später in der *Pandora*: als seelischen Aufschwung über alles, was uns lästig, zwingend und niederdrückend bedingt. „*Ein Flügelschlag*“, heißt es am Ende der fünften Stanze, „*und hinter uns Aeonen*“.

Doch die Beglaubigung durch Zoëga kann nicht befriedigen. Die „*Urworte. Orphisch*“ erscheinen erst 1820 im zweiten Heft von Goethes Zeitschrift *Zur Morphologie*. In das gleiche Jahr aber fällt die Veröffentlichung des Gedichts „*Heut und ewig*“⁴⁾, das die gleiche Stanzform und überdies den gleichen Schlußreim auf Aeonen aufweist wie die „*Urworte*“, in deren geistigen Umkreis es gehört. Auch dieses Paralipomenon bezeugt uns, wie wenig Goethe sich mit dem in der fünften Stanze so auffällig abgewerteten „*höchst widerwärtigen*“ Gesetz der Notwendigkeit abzufinden weiß. Er sucht weiter nach einem Ausweg, er möchte über die Folge der Aeonen, die „*wechselnd sinken, wechselnd thronen*“, fortgehen in eine unbegrenzte Aussicht über die Zeiten hinaus. Wieder kommt ein Lebensgefühl zur Geltung, das dem in den ersten vier Urworten erscheinenden fremd ist.

Aber die Unsicherheit, der Zwang des Suchens will ihn auch jetzt, drei Jahre nach der Niederschrift der „*Urworte. Orphisch*“ noch immer nicht ver-

lassen. Er tut etwas, was er nur in wenigen Fällen getan hat, er schickt dem Gedicht noch im gleichen Jahre 1820 auf den Wunsch von Freunden einen erläuternden Aufsatz nach, damit, „was sich sonst nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntnis übergeben sei“ (*Über Kunst und Altertum*, Bd. 2, H. 3). Strophe für Strophe gibt er das Gedicht nochmals in vollem Wortlaut wieder, setzt den griechischen Überschriften jeweils eine Verdeutschung zur Seite und fügt den einzelnen Strophen unmittelbar die zugehörige Deutung an, eine allgemein verständliche Deutung dessen also, was schon mit der Übertragung der Urworte in den Überschriften ausgesprochen sein soll. So aber wie er einmal den „*Geheimnissen*“ unter dem Einfluß von Wilhelm v. Humboldts Bericht über seine Besteigung des Montserrat eine nachträgliche Erläuterung gegeben hat, so gibt ihm auch jetzt eine Veröffentlichung von fremder Hand, die ihn innerlich bewegt hat, Anlaß zu der erläuternden Darstellung, die ihm nötig scheint.

Am 12. Dezember 1818 kam Arthur Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* heraus. Der Verfasser, der sich auf seiner ersten Italienreise befand, hatte seinen Freund Johann Gottlob von Quandt beauftragt, ein Exemplar des Buches seiner Schwester Adele und ein zweites Goethe zuzustellen. Die Ausführung des Auftrags verzögerte sich durch den Tod von Quandts Vater, die Bücher gelangten erst in der zweiten Hälfte des Januar 1819 nach Weimar⁶⁾. Aber schon am 5. Februar 1819⁶⁾ konnte Adele ihrem Bruder schreiben, daß sie „vor kurzem“ sein Buch erhalten und daß auch Goethe es „mit großer Freude“ empfangen habe: Er „zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing *augenblicklich* an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel“) und ließ sagen: Er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude — sie wiederholt den Ausdruck — daran gehabt. Darum sende er die Nummern, daß Du nachsehen könntest was er meine. [...] Wenige Tage darauf sagte mir Otilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch *nie* an ihm gesehen [...]“. Die verheißene weitläufigere Äußerung seiner „Herzensmeinung“ allerdings hat Goethe unterlassen. Mag sein, daß Schopenhauers letzter Besuch bei ihm, im August 1819, Gelegenheit gegeben hat, das Versäumte wenigstens mündlich nachzuholen — wir wissen es nicht.

Eine der beiden auf Goethes Zettel genannten Stellen handelt vom erworbenen Charakter, und eben diese Stelle läßt nun durch gleichen Aufbau und die Verwendung verwandter und oft sogar derselben Begriffe⁸⁾ zum Vergleich mit Goethes Kommentar zu den „*Urworten. Orphisch*“ ein.

Wir werden, hier wie dort, von der Feststellung des Unabänderlichen, Notwendigen über mancherlei Gegenläufiges und Irrelevantes am Ende wieder in die Einsicht der Notwendigkeit zurückgeführt. Bei Schopenhauer geschieht es in einer folgerichtig, in großem Zuge fortschreitenden Darstellung, bei Goethe in einem vierstufigen, der genauen Ordnung der Daseinsmächte folgenden Aufbau, der manche beiläufigen Hinweise auf die gesellschaftliche und staatliche Sphäre einschließt und nur noch nebenbei den Ursprung des Gedichts aus den „*orphischen Finsternissen*“⁹⁾ berührt. Hier wie dort aber

wird uns die Einheit des in verschiedenen Lebensstufen entfalteten Schicksalszusammenhanges vorgeführt.

Den Ansatzpunkt liefert bei Schopenhauer der erworbene Charakter, der nichts anderes ist als die nach und nach errungene, möglichst vollkommene Kenntnis der eigenen *Individualität*, das Wissen von den *unabänderlichen* Eigenschaften des eigenen angeborenen (empirischen) Charakters; bei Goethe, in der ersten Stanze, die notwendige, bei der Geburt unmittelbar festgelegte begrenzte *Individualität* der Person, die man dem einwirkenden Gestirn zuschrieb, die *Unveränderlichkeit* dieses Individuums, die „mit wiederholter Beteuerung“ ausgesprochen wird. (Schopenhauer selbst wird diese Stanze später in diesem bestätigenden Sinn in Anspruch nehmen.)¹⁰

Es folgt jeweils ein mittlerer Teil verführender Ablenkungen und Verwirrungen. Schopenhauer zeigt, wie das allmählich erworbene Wissen von der Unveränderlichkeit des Charakters uns in den Stand setzt, unsere Rolle gegenüber mancherlei Launen und Schwächen, gegen den vorübergehenden Einfluß von Stimmungen oder des Eindrucks der Gegenwart besonnen durchzuführen, ohne durch eine am Wege angetroffene Einzelheit *gehemmt* zu werden. Goethe widmet diesen Widerständen die zweite und die dritte Stanze: Τύχη, das Zufällige, bringt uns in mancherlei Beziehungen, wodurch der ursprüngliche Charakter in seinen Wirkungen *gehemmt*, in seinen Neigungen gehindert wird. Τύχη wirkt immerfort, auch in der ernsteren Unruhe, der gründlicheren Sehnsucht des Ἐρωτος, — solange, bis sich die Scheinfreiheit des Willens endlich offenbart.

Und nun führt der Gedankengang zum Ausgang zurück, auf den Standpunkt der Notwendigkeit, aus dem sich, wie Schopenhauer sagt, alle Zufälle als Werkzeug eines waltenden Schicksals darstellen. Wir geben uns zufrieden, sobald wir „deutlich einsehn, daß es durchaus nicht anders ist“. Schopenhauer zitiert einen Homervers über Ἀνάγκη, die Nötigung, von der Goethes vierte Stanze sagt:

Da ist's denn wieder wie die Sterne wollten [...]
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Der Kreis ist geschlossen. In Schopenhauers Darlegungen über den erworbenen Charakter fehlt eine Entsprechung zu der fünften Stanze „Ἐλπίς. Hoffnung“, die ein unbefriedigter, mit sich unzufriedener Goethe angefügt hat. Goethe führt diese Stanze ebenso wie die vier ersten in seinem Kommentar zwar wörtlich an, er gibt ihr aber keine nähere und abschließende Erklärung mit. Er fühlt, daß er sich des Geleitschutzes, den Schopenhauer ihm bisher auf seiner orphischen Fahrt gewährt hat, weiter nicht versichern kann. Schopenhauer hat dem Unbestimmten, Schweifenden, den trügerischen Tröstungen der Hoffnung zutiefst mißtraut. Wirksamen Trost in widrigen Umständen findet er nicht in einem ungewissen Sehnen, Träumen und Hoffen, einem „Erkühnen des menschlichen Geistes“ über das strenge Gesetz der Notwendigkeit hinaus, sondern eben in der vollen Gewißheit dieser unabänderlichen Notwendigkeit des Geschehens, aus der sich alle Zufälle als Werkzeuge eines waltenden Schicksals darstellen.¹¹) In dieser Gewißheit hat er die Hoffnung, die „stille Helferin“ Goethes, zwar eine Hauptquelle unserer Freuden genannt, er hat ihr

aber doch nur einen geringen Rang zuerkannt. Genau besehen ist sie die Verwechslung des Wunsches einer Begebenheit mit ihrer Wahrscheinlichkeit.¹²⁾ Ihr Wesen liegt darin, daß der Wille — das Ursprüngliche im Menschen — den Intellekt, seinen Diener, nötigt, ihm das Gewünschte und nicht Erreichbare wenigstens vorzumalen, die Stelle des Trösters zu übernehmen und seinen Herrn, wie die Amme das Kind, mit Märchen zu beschwichtigen.¹³⁾

In der ganzen *Welt als Wille und Vorstellung* findet sich keine Stelle, die Goethe hilfreich hätte sein können. Er hätte mit irgendeiner Auslegung der fünften Stanze den bisher, mit Schopenhauers Hilfe gewährten Zusammenhang seines Kommentars verlassen und die leichtthin vorausgesetzte Einheit seines Gedichts selbst in Frage stellen müssen. So begnügt er sich mit der verlegenen Erwartung, daß „jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen“ werde, und findet sich stillschweigend in den Umkreis der alten Quellen zurück, die kein fünftes Urwort kennen. Der innere Bruch im Gefüge der „*Urworte. Orphisch*“ tritt zutage: Die fünfte Stanze ist ein Anhängsel, leichtthin angefügt.

ANMERKUNGEN

¹⁾ Georg Zoëga (1755—1809), dänischer Archäologe, seit 1779 in Rom, seit 1798 dänischer Generalkonsul beim Vatikan. Sein zweibändiges Werk *I bassirilievi antichi di Roma* (1808) hat F. G. Welcker schon 1812 in deutscher Übersetzung vorgelegt.

²⁾ Auch in einer Handschrift der „*Urworte. Orphisch*“ für die Großherzogin Maria Pawlowna, die nur deutsche Überschriften hat, schreibt Goethe: „Beschränkung, Pflicht.“ H. G. Gräf, „Zu dem Gedicht: *Urworte. Orphisch*“, *Jahrbuch der Goethesellschaft*, II (1915), S. 241—243.

³⁾ Einen Einfluß von Knebels Gedicht auf die „*Urworte. Orphisch*“ haben Heinrich Düntzer [*Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten* (Jena 1858), Bd. 2, S. 325] und nach ihm, mit starken Zweifeln, Karl Borinski [*Philologus*, 69 (1910), S. 1—9] angenommen, aber nicht als stichhaltig erweisen können. Die wenigen späteren Versuche einer Interpretation des Goetheschen Gedichts gehen alle von der vorausgesetzten inneren Einheit von fünf Stanzas aus und führen damit in die Irre: Johannes Hoffmeister, „Goethes *Urworte. Orphisch*“, *Logos*, 19 (1930), S. 173—212; Robert Petsch, „*Urworte. Orphisch*“, *Germanisch-romanische Monatsschrift*, 21 (1933), S. 32—45; Friedrich Gundolfs Bemerkungen in seinem *Goethe* (Berlin 1916), S. 676—677; Emil Staiger, *Goethe* (Zürich 1959), Bd. 3, S. 96—99.

⁴⁾ *Gedichte, unter Epigrammatisch*. Zweite Reihe.

⁵⁾ Quandt sandte beide Exemplare am 16. Januar 1819 an Adele, mit der Bitte, Goethe das für ihn bestimmte zu übergeben. Vgl. *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, hrsg. von Deussen-Hübscher (München 1929, 1942), Bd. 1, S. 255.

⁶⁾ D XIV (München 1929), S. 250. Vgl. S. 154 dieses Jahrbuchs.

⁷⁾ Auf diesem Zettel hatte Goethe die Seitenzahlen p. 320, 321 und 440,41 notiert [Schopenhauer, *Sämtliche Werke*, hrsg. von A. Hübscher, 3. Aufl. (Wiesbaden 1972), W I, S. 261/263 und 359/360].

⁸⁾ In unserem Text sind diese Begriffe durch Kursivdruck gekennzeichnet.

⁹⁾ Brief an Knebel, 9. Oktober 1817.

¹⁰⁾ *Werke*, E, S. 37 und nochmals P I, S. 340.

¹¹⁾ *Werke*, W II, S. 361.

¹²⁾ *Werke*, P II, S. 621.

¹³⁾ *Werke*, W II, S. 242 f.